

FRITZ CSOKLICH

„Gott der Herr zahle dir diese Predigt heim, Pater Adalbert!“

Dieses Plädoyer für eine angemessene Sprache der Verkündigung verdanken wir dem Chefredakteur der „Kleinen Zeitung“ (Graz).

„Wenn die ganze Gemeinde sich versammelt und alle in entrückter Sprache reden, und es kommen Unkundige oder Ungläubige hinzu, werden sie dann nicht sagen: Ihr seid verrückt!“ (1 Kor, 14, 23)

Es ist nichts Neues, daß die Kirche immer wieder an Sprachstörungen leidet. Diese Störungen bringen es mit sich, daß die Sprache kirchlicher Verkündigung in bestimmten historischen Phasen wesentliche Gehalte des Christentums verfehlt. So wurde beispielsweise bis in die Tage des Zweiten Weltkrieges männlichen Jugendlichen in weitverbreiteten Beichtspiegeln empfohlen: „Sei im Umgang freundlich, vorsichtig! Erhebe Dein Gemüt zu Gott oft und innig! Arbeite mit Ordnung ernstlich! Erhole Dich ehrbar . . .“

Während den jungen Männern jener Tage, in denen in vielen Teilen der Welt Millionenarmeen für einen neuen großen Krieg und für bis dahin unvorstellbare Greuel der Vernichtung vorbereitet worden sind, von der Kirche das Bild eines farb- und freudlosen, unpolitischen Musterknaben als „christliches Beispiel“ vorgehalten wurde, hätten die „Jungmädchen“ beten sollen: „Mache mich ernst und mild, bescheiden und sittsam, sanft und friedfertig.“

20 Jahre nach dem Krieg, 1965, unternahm es ein pensionierter Richter namens Franz Calvelli-Adorno, auf die sprachli-

chen Sünden der Kirche jener Zeit aufmerksam zu machen. In einem Buch mit dem Titel „Über die religiöse Sprache“ prangerte der Autor die Durchsetzung dieser Sprache durch überflüssige, maßlose und schlechte Beiwörter an. Es sei für den modernen Menschen kaum erträglich, so schrieb Calvelli-Adorno, wenn unser Gebet als „inbrünstig“, unser Dank als „feurig“, unser Glaube als „hochherzig“, unsere Liebe als „glühend“ bezeichnet wird. Eine derartige Sprache wirke auf Zeitgenossen als unscharf gedacht, sentimental, übertrieben, ja als unwahr und unehrlich. Es gebe nur wenige Dinge, die den heutigen Menschen mehr verhaßt seien; denn aufgrund der Dinge, die er erlebt habe, sei er in dieser Beziehung besonders sensibel und empfindlich.¹

Gleichzeitig erinnerte der Verfasser in diesem Buch an die großen Gebete des Mittelalters, die die Intensität des religiösen Erlebens nicht durch Beiwörter und phraseologische Steigerungsformen, sondern durch den strengen Ernst des Gedankens und durch äußerste stilistische Knappheit ausdrückten. Eine Überfülle von Adjektiven mache jeglichen, vor allem aber den religiösen Text hohl und unglaubwürdig: „Im rechten Augenblick, mit knappen Worten, nüchtern und beherrscht Wesentliches sagen: das erträgt der heutige Mensch, und das ist auch der Würde des Gottesdienstes angemessen.“

Diese Worte gelten heute wie vor 20 Jahren. Ebenso gültig ist aber auch noch in

¹ F. Calvelli-Adorno, *Über die religiöse Sprache*, Frankfurt 1964.

der Gegenwart der Rat von Calvelli-Adorno, der den Verkündigern des Evangeliums die gesunde Neigung des Engländers zum „understatement“ empfahl:

„Wenn jemand für sein Fernbleiben von einer Sitzung ‚mit größtem Bedauern‘ einen Entschuldigungsgrund angibt, glaube ich's nicht. Wenn er schreibt ‚mit großem Bedauern‘, bin ich mißtrauisch. Wenn er schreibt ‚mit Bedauern‘, dann kann ich es vielleicht glauben.“

Mit diesem Beispiel unterstreicht der Autor in einprägsamer Weise die alte Weisheit, daß jede Übertreibung den Inhalt einer Aussage entwertet. Die Ursache für eine übertriebene Redeweise ist im menschlichen Leben oft in einer inneren Unsicherheit zu suchen. Im übertragenen Sinn kann man daher annehmen, daß die übertriebene Redeweise im religiösen Sprechen auf einen unsicheren Glauben hindeutet. Wenn Formulierungen wie „süßester Jesus, dessen überschwengliche Liebe . . .“ in einem „Sühnegebet zum Heiligsten Herzen Jesu“ zu finden sind, lassen einen Glauben erkennen, der sich weitgehend mit einer frommen Fassade zufriedengab. Diese abschreckende Redeweise ist bis heute nicht überwunden, und auch noch in unseren Tagen werden Christen in Predigten oder Gebetstexten aufgefordert, Gott „alles aufzuopfern“. Calvelli-Adorno fragt angesichts dieser Wortwahl:

„Gibt es nicht etwas wie sprachliche Keuschheit? Die Mutter, die ihrem Sohn, die Frau, die ihrem Mann wirklich Gesundheit oder Leben ‚opfert‘, würde sich eher die Zunge abbeißen, als dem geliebten Menschen aufdringlich zu sagen: ‚Ich opfere Dir meine Gesundheit.‘“¹

Die angeführten Beispiele weisen nicht nur auf ein persönliches Versagen einzelner Prediger oder Gebetsformulierungen hin, sie betreffen vielmehr die ganze Kirche. Denn die Sprache der Verkündigung flüchtet sich dann gern in Phrasen, wenn sie die wesentlichen Inhalte des Christentums verfehlt. Mit anderen Worten:

Unwesentliches Sprechen zieht das Christliche selbst in das Unwesentliche hinab.

Wie sehr damit eine zeitgeschichtliche Dimension verbunden ist, zeigt Calvelli-Adorno mit seiner kritischen Bewertung der Position der Kirche in der nationalsozialistischen Ära, die im heurigen Gedenkjahr Österreichs doppelt bedenk-würdig ist:

„Die Vorwürfe, die katholische Kirche habe 1933 versagt, zielen insoweit auf einen zu spät liegenden geschichtlichen Zeitpunkt, als sie nicht berücksichtigen, daß es von der Kirche arglos mehr als 100 Jahre unterlassen wurde, vom Bild des ‚vorsichtigen und bescheidenen Jungmannes‘ und der ‚behutsamen Jungfrau‘ loszukommen. So trafen die Diktaturen Hirte und Schafe unvorbereitet, diese waren moralisch nicht gerüstet für den harten Kampf des einzelnen gegen einen totalitären Gegner.“¹

Ladislaus Boros fügt dieser beklemmenden Beurteilung einmal die Überlegung hinzu, ob dieses historische Beispiel nicht eindringlich beweise, daß unwesentliches religiöses Sprechen weltgeschichtlich fatale Folgen haben kann.²

In Fortführung dieser These kann man heute, 1988, wohl sagen: Diese Überlegung trifft nicht nur auf die Vergangenheit zu, sondern auch auf die Gegenwart und die Zukunft. Und wie in den Dreißigerjahren Hirten und Schafe für die Auseinandersetzung mit menschenverachtenden Diktaturen nicht gerüstet waren, was durch Beispiele kirchlicher Verkündigung der damaligen Zeit in erschreckender Weise nachgewiesen werden kann, so ist zu befürchten, daß auch in der Gegenwart Hirten und Schafe in ähnlicher Weise unvorbereitet sind für die Bewährung des Christlichen in einer nichtchristlich gewordenen Welt. Und wieder kann die Praxis kirchlicher Verkündigung in unseren Tagen als Nachweis für diese Behauptung dienen.

² L. Boros, Wie spricht man „religiös“?, in: Orientierung 29 (1965), 75–77.

Wohl ist aus den Predigten und auch aus dem Religionsunterricht wenigstens zum Teil das falsche Pathos, der verbale Überschwang verschwunden; und auch die Verwendung überflüssiger, aufgesetzter Adjektiva ist nicht gang und gäbe. Dafür aber hat das ungenaue Reden, die subjektive Formulierung, auch das leere Geschwätz auf die Sprache der Verkündigung und sogar auf die Sprache der Liturgie übergegriffen.

In den Jahren nach dem Konzil wurde versucht, an die große homiletische Tradition der Kirche anzuknüpfen. Männer wie Bruno Dreher mahnten, wieder biblisch zu predigen, und von den Allerweltpredigten der Vergangenheit wegzukommen. In dieser Richtung ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten manches gelungen. Wenn auch die großen Prediger in unserer Zeit fehlen — in den überschaubaren Gemeinden im ganzen Land gibt es ohne Zweifel nicht wenige Priester, die unverdrossen das Sprechen von Gott versuchen.

Andererseits erschöpft sich das Predigen heute in nicht wenigen Fällen in einer schlechten, glanzlosen Nacherzählung des biblischen Geschehens. Die Banalität, die über die Massenmedien jeden Winkel unseres Lebens erfaßt hat, durchtränkt im steigenden Maß auch die weithin banal gewordene Sprache der kirchlichen Verkündigung. Wenn man Sonntag für Sonntag höchst unterschiedlichen Predigern und Predigten ausgesetzt ist, wird man manchmal zu dem Gedanken verführt: Die Kirche soll uns gewiß die materielle Anspruchslosigkeit verkünden — warum aber predigt sie uns jetzt eine geistige Anspruchslosigkeit, die offenbar tief hinein in den kirchlichen Raum vorgedrungen ist?

Nun kann man ganz gewiß nicht verlangen, daß jeder Prediger und jeder Verkün-

diger der Botschaft ein rhetorisches Genie ist. Verlangen muß man aber sehr wohl, daß sich einer, der das Evangelium auslegen will, wenigstens mit den wichtigsten theologischen Erkenntnissen der Zeit wirklich befaßt hat und nicht steckengeblieben ist in einer Theologie, die vielleicht vor 30, 40 Jahren aktuell war, heute aber schon reichlich Staub angesetzt hat. Verlangen muß man auch, daß ein solcher Verkündiger des Evangeliums wenigstens einige wichtige Bücher der zeitgenössischen Literatur gelesen hat — wie sollte er sonst die Sprache dieser Zeit ausdrücken können, wie sollte er den Menschen unserer Zeit ein Wort sagen können, das verstanden wird und betroffen macht? Wie sollte er bei seinen Zuhörern ankommen, die im Fernsehen täglich die besten Redner der Welt hören können, und die auf diese Weise imstande sind, zu vergleichen wie keine Generation vorher?

Schon Bruno Dreher regte an, durch das Einbeziehen literarischer Werke die Predigten anschaulicher und lebendiger zu gestalten:

„In der menschlichen Existenz, der brennenden Frage einer Dichtung, reflektiert sich die Schriftbotschaft, oder sie hat dort ihren Kontrast.“ Gerade von der modernen Literatur werde der Prediger Anstoß zu einem neuen und vertieften Überdenken seiner theologischen Aussagen gewinnen können: „Auch wenn diese Dichtung unter dem Zeichen des Unglaubens, des Angefochtenseins, der Lebenskritik steht, so bietet sie doch untergründig in ungezählten Vertretern tiefe Aspekte, die nach dem Heil des Menschen fragen.“³

Gewiß wäre es eine Überforderung, von jedem Prediger oder Religionslehrer das Talent zu spontanen, brillanten Formulierungen zu verlangen. Warum aber geschieht es so selten, daß packende, einprägsame Zitate aus der Literatur der Gegenwart in der Verkündigung der Schrift verwendet werden? Wieso haben gerade in unserer Zeit Boten des Wortes so

³ A. Schwarz, Praxis der Predigterarbeit, Graz 1986.

wenig Beziehung zum Wort? Was sind die Ursachen, daß in nicht wenigen Predigten unserer Zeit die Sprache so dünn geworden ist und die Glaubensverkündigung in Gemeinplätzen stecken bleibt?

In der Bibel wird die Botschaft immer wieder in anschaulichen Bildern dargestellt. Warum wird sie dann heute in einer meist sehr unanschaulichen, dünnen Sprache angeboten? Warum wird die Radikalität des christlichen Glaubens hinter allgemein gehaltenen Lebensregeln versteckt oder durch recht unverbindliche moralische Mahnungen ersetzt?

So ist es nicht verwunderlich, daß gerade junge Leute vom üblichen, konventionellen Predigtstil überhaupt nicht angesprochen werden, ja, daß sie sich abwenden, daß sie aufbegehren und so manche Homilie zum letzten Anlaß ihrer stillen Emigration aus der Kirche nehmen. Als meine Kinder halbwüchsig waren und in die schwierigen Jahre der Pubertät kamen, war es für meine Frau und mich an vielen Sonntagen eine quälende Sache, die jeweilige Predigt unter den bohrenden Blicken und dem Kopfgeschüttel der eigenen Kinder durchzuhalten, wenn der Prediger offensichtlich gar nicht wußte, wie er durch naive Formulierungen auch gutwillige junge Zuhörer in die Opposition trieb. Aus Gesprächen mit Verwandten, Bekannten und Freunden weiß ich, daß ich mit dieser Erfahrung durchaus nicht allein bin.

Diese Auseinanderentwicklung zwischen denen, die in der Kirche reden, und denen, die zuhören, dürfte sich vor allem auch dadurch ergeben, daß die Prediger in der Regel überhaupt kein Echo bekommen. Sie hören vielleicht allgemeine Sätze wie „Schön haben's heut wieder g'redt, Herr Kaplan“, doch eine wirkliche Kritik erhalten sie nur in seltenen Ausnahmefällen. Priesterliche Freunde bestätigen mir das immer wieder. Es ist daher eine Sache der Laien, den Priestern offen ihre Meinung

zu sagen: dann, wenn sie dankbar sind, aber auch in jenen Fällen, in denen Kritik notwendig ist. Von den Predigern aber sollte viel mehr Wert darauf gelegt werden, in kleinen, informellen Gesprächskreisen Themen und Probleme zu erkunden, die angesprochen werden sollten, und eine kritische Rückkoppelung zu erreichen, die im Normalfall fehlt.

Von Predigern, Religionslehrern etc. dürfte der Umstand unterbewertet werden, daß man immer wieder Neues, Wissenswertes, Interessantes in sein Sprechen einpacken muß, um Aufmerksamkeit zu erreichen. Mit anderen Worten: Glaubensverkündigung muß immer auch Information sein, gerade in einer Zeit, in der selbst primitivste Glaubenswahrheiten weithin unbekannt sind. Das scheint ein Gemeinplatz zu sein. Doch kann ich aus meiner persönlichen Erfahrung berichten, daß ich in mehreren Jahrzehnten freud- und leidvoller Predigterfahrung noch kein einziges Mal etwas über das Wesen der Messe gehört habe. Man könnte noch manche andere zentrale Inhalte des Glaubens erwähnen, die ebenfalls kaum je durch eine profunde Information behandelt werden. Dabei ist Information ein Schlüsselwort unserer Zeit. Freilich muß Information immer wieder einen „Überraschungswert“ beinhalten, der nur erreicht werden kann, wenn der Verkündiger die Situation seiner Hörer bedenkt und richtig einschätzt.

Das sollte im Medienzeitalter, in dem die meisten Menschen gewöhnt sind, auf Neuigkeiten gespannt zu sein, selbstverständlich sein. Leider ist dies jedoch nicht der Fall. So kommt es, daß etwa gerade Predigten an christlichen Hochfesten wie Weihnachten oder Ostern abgedroschen wirken; denn man kann nicht 30 oder 40 Mal im Leben immer das gleiche hören, ohne daß ein Gefühl der Langeweile auftritt. Das heißt: Derjenige, der den Glauben verkündigt, muß sich überlegen,

welcher besondere Aspekt des Ostergeheimnisses oder der Weihnachtsgeschichte gerade in diesem Jahr aktuell, ergreifend und überzeugend sein könnte. Ereignisse, die gerade zu diesem Zeitpunkt das ganze Land in Atem halten, sollten nicht nur ein geeigneter „Aufhänger“ sein, sondern sie könnten durch den Charakter eines bestimmten Festes oder durch den Wortlaut einer bestimmten Schriftstelle eine überraschende, vielleicht auch überzeugende Deutung erhalten.

Es scheint somit eine Kernfrage jeglicher Verkündigung zu sein, wie sie vom abstrakten Gedankengebäude zum konkreten Menschen eine Brücke schlagen kann. Immer wieder stellt sich für den Hörer die Frage, ob mit dem, was gesagt wird, der Sinn des Lebens wenigstens in einem Annäherungswert entschlüsselt werden kann. Und diese Frage nach dem Sinn und die zweifelnde Frage nach Gott drängt sich dem heutigen Menschen angesichts der zahllosen Katastrophen, des vielfältigen Unglücks und des Leides vieler Unschuldiger in besonders bedrängender Weise auf. Es sind nicht in erster Linie moralische Mahnungen, die von einem Prediger erwartet werden. Es ist die sinnstiftende Funktion, die er ausüben soll, und die in vielfacher Weise tröstend wirken kann, wenn Menschen leiden, wenn sie in Not geraten, wenn sie einen lieben Menschen verloren haben. Eine solche Tröstung geht vielen ab.

Das alles wäre freilich ohne jeden Erfolg, wenn nicht der Verkündiger des Glaubens als Glaubenszeuge „ankommt“, wenn man ihm nicht „abnimmt“, was er spricht. Alt- und Bundespräsident Rudolf Kirchschläger hatte gewiß recht, als er bei der Eröffnung der katechetischen Herbsttagung 1988 in Graz sagte, die Katecheten sollten als

Glaubenszeugen auftreten und nicht versuchen, über den Bruder Baum zum Bruder Christus zu führen. Auch mit Friedensmärschen sei die ganze Größe des Glaubens, als Forderung auch an die Jugend, nicht nur an die Regierungen, kaum begreiflich zu machen. Gerade die jungen Leute hätten aber ein gutes Gefühl für Ehrlichkeit: „Sie lassen sich von jemandem, der brennt, anstecken.“

Der bekannte Schriftsteller Alois Brandstetter hat in seinem Roman „Die Abtei“ diesen Gedanken in bewegender Weise literarisch ausgedrückt:

„Ja, mein Abt, auch die Geistlichen machen Fehler, und einer dieser seelsorgerischen Fehler besteht darin, daß sie nicht predigen, wie es wünschenswert wäre. Bitte, mein Abt, daß Pater Adalbert klein ist, dafür kann er nichts, und das macht auch nichts. Daß er aber nicht nur kein großer Prediger ist, sondern auf dem Gebiet der Predigt einen Zwerg und ein kleines Kirchenlicht darstellt, das geht ins Auge, das geht leider nicht ins Ohr . . . Die Prediger sind heutzutage kaum noch vorbereitet, sie verlassen sich einfach nur noch auf die Eingebung, und die Eingebung verläßt sie. Die Eingebungen bleiben manchmal aus, das haben die Eingebungen so an sich . . . Natürlich, mein Abt, liegt es vor allem am Glauben, am fehlenden Glauben nämlich, daß der Gottesdienst und die Predigt so oft mißlingen. Wer nicht wirklich überzeugt ist, kann nicht überzeugend sprechen. Wenn ein Vertreter oder Reisender die Moral verliert und deprimiert und demoralisiert an einer Wohnungstür erscheint, verkauft er sicher keinen Staubsauger, nicht einmal eine Haarnadel. Das ist der Tod jedes Handlungsreisenden. Der Vertreter muß unbedingt an sich selbst und an sein Produkt glauben. Und der Priester muß an Gott glauben, sonst ist er auch verkauft . . . Heute ist mir oft, als würden wir uns nur noch dafür bedanken, daß der Prediger weiter nicht viel sagt und nach fünf Minuten gottseidank Schluß gemacht hat. Heute ist es wie eine große Erlösung, wenn wir Vergelts Gott sagen. Oder ich ärgere mich und verstehe das Vergelts Gott als einen Fluch und einen Ruf nach Vergeltung: Gott der Herr zahle dir diese Predigt heim, Pater Adalbert.“⁴

⁴ A.Brandstetter, *Die Abtei*, Salzburg 1983, 94 ff.